

# Ein Zeitalter wird verachtet

Von der Kunst, ein Deutscher zu sein: Friedrich Sieburgs Essays verknüpfen die Analyse der jungen Bundesrepublik mit dem Psychogramm der unheimlichen Nation.

Von Hubert Spiegel

Einige Wochen nachdem Friedrich Sieburg am 19. Juli 1964 gestorben war, hatten sich so viele Leser nach den Schriften des Verstorbenen erkundigt, dass die Redaktion dieser Zeitung sich entschloss, einen Werkkatalog ihres langjährigen Literarchefs zu veröffentlichen. Er begann im Jahr 1920, mit dem Gedichtband „Die Erlösung der Straße“, und endete nach mehr als dreißig Titeln mit dem im Todesjahr unter der Überschrift „Gemischte Gefühle“ erschienenen „Notizen zum Lauf der Zeit“. Der nur ein Jahrzehnt zuvor bei Rowohlt veröffentlichte Essayband „Die Lust am Untergang. Selbstgespräche auf Bundesebene“, war im Todesjahr bereits vergriffen, aber immerhin noch für 2,20 Mark als Taschenbuch lieferbar. Wenige Jahre später waren Sieburgs Bücher, deren Gesamtauflage Hunderttausende betragen hatte, allenfalls noch antiquarisch erhältlich. So sollte es bleiben. Offenbar war die Zeit erbarmungslos über einen der brilliantesten Köpfe seiner Generation hinweggegangen.

Aber wie klingt eine angestaubte Größe von gestern? Etwas so: „Die seelischen Reserven, die beim Ausbruch einer Wirtschaftskrise herangezogen werden könnten, sind noch geringer als die Kapitalreserven unserer Industrien.“ Oder so: „Wir erklären, dass unser Leben wieder normal geworden sei, aber wir kennen die Norm nicht und glauben auch nicht, dass es eine gibt.“ Oder, voller Sarkasmus, so: „Man muss auch eine Sache, von der man nichts weiß, zu Ende denken können. Niemand soll uns vorwerfen, dass wir dessen nicht fähig seien.“

Das klingt wie tagesaktuelle Kommentare zur gegenwärtigen Krise, ist aber mehr als ein halbes Jahrhundert alt und stammt aus einem Buch, dessen Autor nahezu vergessen, dessen Titel indes geradezu sprichwörtlich ist. Das liest sich über weite Strecken wie eine scharfsinnige Analyse deutscher Befindlichkeiten und schnurrt doch an entscheidenden Wegmarken immer wieder zusammen zur gravitativ dahinflitzenden Retourkutsche eines tiefst verletzten Mannes gegen alles und jeden: Ein Zeitalter wird verachtet.

Sieburg reibt sich an einer Gegenwart, die er umso mehr verabscheuen muss, je mehr sie ihn zu isolieren droht.



Ein Eremit von Welt: Der Publizist und Literaturkritiker Friedrich Sieburg (1893 bis 1964) Foto bpk/Wilhelm Pabst

Weil ihm die Gesellschaft die ersehnte Rolle der intellektuellen Galionsfigur verwehrt, entschließt er sich zur melancholischen Verkörperung geistesaristokratischen Außenseitertums. Sieburgs Trachten richtet sich auf Repräsentation und Stil. Weil ihm das eine verweigert wird, bleibt ihm nur die Flucht ins Andere. Aber neben den Stil tritt zunehmend die Selbststilisierung: zum Opfer und zum Gegegenist seiner Zeit, die er nicht anders betrachten kann denn als abgelebte Gegenwart. Ihr schleudert er seine „rationalisierten Seufzer“ (Joachim Fest) entgegen, als handle es sich um Blitze, die vom Olymp herniederfahren.

Es ist verblüffend zu sehen, wie viele Themen Sieburg aufgreift, die uns bis heute begleiten. Das reicht von der wachsenden Neigung, Entscheidungen von der „politisch-moralischen Ebene auf die der Justiz zu schieben“, also dem Bundesgerichtshof zu überlassen, bis zum Essverhalten, das heftigen Irritationen ausgesetzt sei: „Das ist das Ende unbekümmerten Löffelns.“ Ein Satz, bei dessen Lektüre manchem noch im Ohr geklungen haben mag, wie unbekümmert der erklärte Genusmensch Sieburg selbst zu löffeln verstand, etwa unmittelbar vor Kriegsausbruch, als der damalige Mitarbeiter in Ribbentrops Auswärtigem Amt im Pariser „Ritz“ frische Feigen in Rahm-

sauce verspeiste. Sieburg beschrieb die Szene in dem ersten Buch, mit dem er sich dem deutschen Nachkriegspublikum wieder ins Gedächtnis rufen wollte. Schon der Titel war 1950 eine Provokation: „Unsere schönsten Jahre“. Nicht ohne Grund hatten die Alliierten den ehemaligen Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung“ in Paris bis 1948 mit einem Publikationsverbot belegt. Sieburgs Verhalten gegenüber dem Hitler-Regime ist schillernd und blieb stets uneindeutig, aber dass er sich „wenigstens partiell vor den braunen Karren“ hatte spannen lassen, wie Thea Dorn in ihrem klugen und kenntnisreichen Vorwort schreibt, muss unbestritten bleiben. Es hatte sich zweifellos nie die ganze Person den Nazis verschrieben, aber es konnte sich auch nie wieder die ganze Person aus dem braunen Geschirr befreien. Das blieb sein Kummer und Elend bis zuletzt.

Denn in den literaturpolitischen Debatten und Kämpfen der fünfziger Jahre war Sieburgs relativ oberflächliche, aber unlegbare Verstrickung in den Nationalsozialismus die gefährlichste Waffe, die oft und gerne gegen ihn geübt wurde, besonders von den Mitgliedern der Gruppe 47, die der Kritiker seinerseits ebenfalls mit Vehemenz bekämpfte. Martin Walsers lebenslang übergroße Empfindlichkeit aller Kritik gegenüber dürfte hier einen entscheidenden Anfang genommen haben: Man lese nur einmal Sieburgs Rezension von Walsers 1960 erschienenem Roman „Halbzeit“ mit der Überschrift „Toter Elefant auf einem Handkarren“.

Was Sieburg am Ende dieses nicht ohne Grausamkeit geschriebenen Verrisses von dem jungen Autor und dessen Generation verlangte, verlangte er nicht minder im Ganzen von der jungen Bundesrepublik: Takt, Sitte und Anstand. Dies waren ihm unentbehrliche Hilfsmittel bei der „Kunst, ein Deutscher zu sein“, wie der Eingangssatz des vorliegenden Bandes überschrieben ist. Er ist, mehr noch als die titelgebende „Lust am Untergang“, das aus heutiger Sicht spannendste Stück der Neuausgabe.

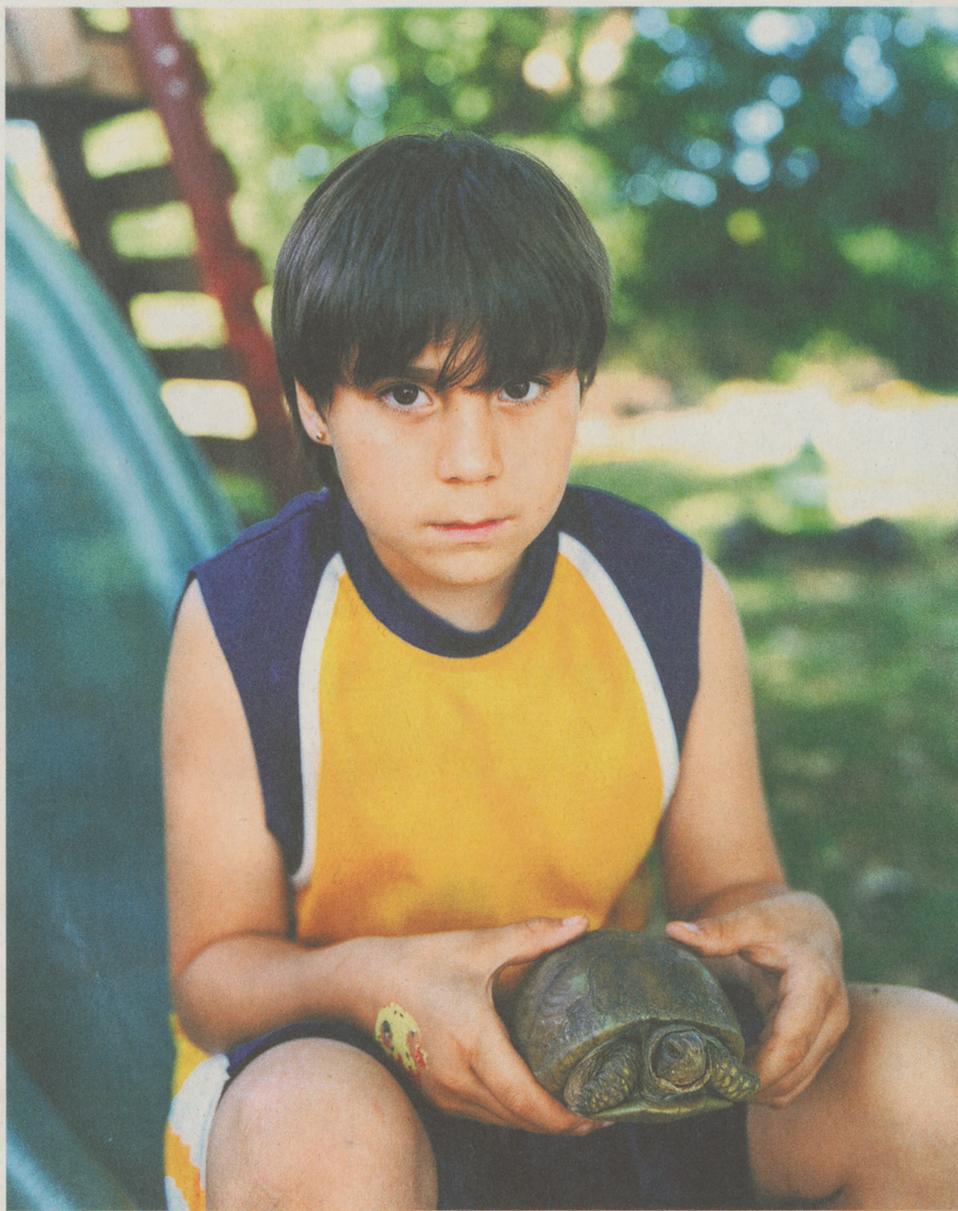
Nur neun Jahre nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ geht Sieburg daran, das deutsche Problem einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Das deutsche Problem? Das hätte damals, nach Lage der Dinge, Fragen der Wiederbewaffnung, der Westbindung oder der Teilung des Landes betreffen müssen. Aber wenn Sieburg das Problem der Teilung anspricht, hat er Größeres im Sinn als das Territorium der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone: „Das deutsche Wesen ist unteilbar.“

Hier verschmilzt auf mitunter verstörende Weise die Analyse der jungen Bundesrepublik mit dem Psychogramm der unheimlichen Nation, die den „Schlaf der Völker stört“ und ihnen Rätsel aufgibt, etwa mit dem Bekenntnis, das Leben sei der Güter höchstes nicht. Es verschlägt einem den Atem, wenn man liest, wie Sieburg 1954 den ewigen Deutschen beschrieb, als gäbe es einen blonden Ahasver, und sich vorstellte, die Deutschen seien in „der Diaspora, über die Welt verstreut, wie Sauerbraten in fremden Gemeinschaften“. Aber der Vergleich, der uns kühn, geschmacklos, unverfroren scheinen muss, stammt von Goethe, den Sieburg erst nachträglich als Gewährsmann anführt: „Deutschland ist nichts, aber jeder Deutsche ist viel, und doch bilden sie sich gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.“

In diesen Sätzen Goethes ist beinahe schon alles beisammen, die verspätete Nation, die Feier des Individuums und seine Sehnsucht nach höherer Gemeinschaft, die unselbige Überzeugung, dass am deutschen Wesen die Welt genesen könne, und das deutsch-jüdische Verhältnis als Schicksalsgemeinschaft zweier je auf ihre Weise auserwählter Völker. Sieburg zwingt hier Dinge zusammen, die man vielleicht nicht zusammenzwingen darf, aber so leicht auch nicht wieder voneinander scheiden kann. Darin liegt der Reiz der Sache ebenso wie in dem faszinierenden Stil und Tonfall dieses Buches. Es ist der Ton der Vorkriegszeit, des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, es ist der idealistisch-nationalistische, liberal-konservative Geist eines Intellektuellen, der sich nur im Gegensatz zu seiner Zeit zu behaupten wusste und den Unwillen zur Anpassung als Akt des verspäteten, weil an anderer Stelle versäumten Widerstandes ausgab.

Sieburgs Buch ist wiederaufgetaucht wie ein altes Möbelstück, das vor Jahrzehnten sorgsam in weiße Tücher gehüllt und dann in abgedunkelten Räumen vergessen wurde. Nun zieht diese Neuausgabe der „Lust am Untergang“ die alten Laken herunter, und wenn der aufgewirbelte Staub sich gelegt hat, steht man da und wundert sich. Bequem sieht das nicht aus, und es passt weiß Gott nicht zu jeder Einrichtung. Aber man ahnt, man wird sich so rasch nicht wieder davon trennen können.

**Friedrich Sieburg: „Die Lust am Untergang“. Selbstgespräche auf Bundesebene.** Mit einem Vor- und einem Nachwort von Thea Dorn. Die Andere Bibliothek im Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2010. 420 S., geb., 32,- €.



Aufwachsen mit zwei Namen, Aonpekinund und Xavior Michael-Young; Junge vom Stamm der Delaware und Seminole.

## Großmama war eine Schildkröte

Mit Kinderporträts stellt die holländische Fotografin Cuny Janssen Fragen an die Zukunft. Ihr neuer, schönster Band ist in Oklahoma entstanden.

Von Freddy Langer

Ein Moment lang muss man glauben, das kleine, chamoisgetönte Knipsbildchen im Nachwort des Bildbands zeige die Fotografin selbst: ein Kind, kostümiert als Indianer, irgendwo in einer breiten, fast unwirklich leeren Wohnstraße. Ein einziges Auto steht in der Ferne geparkt, ein VW-Käfer mit geteilter Heckscheibe – so alt ist das Foto. Cuny Janssen aber kam erst 1975 zur Welt. Sollte sie sich als Kind je mit Federschmuck verkleidet haben, hätten ihre Eltern das wohl in einem Farbfoto festgehalten. Die kecke Pose, der freche Blick und die konventionelle Komposition allerdings könnten sich genauso auch in einem Familienalbum der achtziger Jahre wiederfinden. Fast möchte man diese Art Foto als universell bezeichnen. Dass es auch anders geht, beweist Cuny Janssen.

Die Holländerin Cuny Janssen ist Kinderfotografin. Vielleicht die beachtenswerteste unserer Zeit. Ihr jüngstes Buch, „My Grandma was a Turtle“ ist ihr nunmehr

fünfter Band, für den sie an einem entlegenen Flecken der Welt Kinder porträtiert hat. Kecke Posen und freche Blicke gibt es in keinem ihrer Bücher. Und in diesem findet man auch kein weiteres Indianerkostüm, obwohl die Bilder während eines Aufenthalts in Oklahoma allesamt in Familien solcher Stämme wie der Cherokee und der Creek, der Mohawk, Osage und Delaware entstanden sind.

Die Kinder, denen Cuny Janssen sich widmet, sind Kinder mit Geschichten – ungeschichten bisweilen, wie in dem Buch „Macedonia“ von 2003, bei dem man vermuten darf, dass es die Erfahrung des Kriegs ist, die sich so tief in die Züge der jungen Gesichter gebrannt hat. Oder vier Jahre später in dem Band „There is Something in the Air“ über eine Siedlung in der Wüste Südafrikas, der über den Umweg der Kinderporträts von politischen Verhältnissen und wirtschaftlichen Nöten erzählt. Dabei bedient sich Cuny Janssen weder der Mittel einer sentimental noch einer anklägerischen Reportagefotografie. Ihre Bilder sind vielmehr von berückender Schlichtheit. Viele wirken wie beiläufig entstanden. Die Raffinesse des Lichts, die penible Anordnung der Bildelemente oder die symbolbehafteten Details erschließen sich erst allmählich.

Was davon ablenkt, sind die Augen der Kinder. Stets konzentriert sich Cuny Janssen auf den Moment, in dem alles Kindliche aus den Mienen verschwunden ist und die Blicke ernst werden – nicht starr, sondern fest. Manchmal strahlen sie dabei eine Selbstsicherheit aus, für die es zu früh ist in ihrem Leben, eine beängstigende Selbstsicherheit.

Den Konterfeis fügt Cuny Janssen stets Aufnahmen der Umgebung hinzu, von Bergen, Wäldern und Seen oder von Felsen, Kakteen und Sand. Sie ist auch Landschaftsfotografin. Wiederum versagt sie sich jede Emotion. Mit der Bedeutungslosigkeit der Kunstgeschichte, von „sublim“ bis „pittoresk“ kommt man hier nicht weit. Ihre Dokumentationen der Topographie sind von jener Nüchternheit, die das Gezeigte bisweilen schon wieder verrät. Zumal der Betrachter weiß, dass es sich um Orte kriegerischer Auseinandersetzungen handelt oder um Orte einer rigorosen Ausbeutung der Natur.

Wie Cuny Janssen Landschaften und Porträts stets neu und eigenwillig kombiniert, auf Doppelseiten, mit Ausklappfeldern oder nach Leporello-Prinzip, macht jedes ihrer Bücher zu einem Künstlerbuch. In keines aber hat sie mehr Arbeit investiert als in den jüngsten Band, ihre bisher schönste Arbeit – und ihre versöhnlichste.

„My Grandma was a Turtle“ ist ein wundervolles Buch, ein Fotoalbum, in das sie selbst, sorgfältig arrangiert, etwa siebzehn Blätter unterschiedlicher Größe in Handarbeit eingeklebt hat. Unterbrochen jeweils von Doppelseiten der Prärie und einer Büffelherde, fügt sie Kinderporträts, Details einer wilden Natur und die unvermeidlichen Spuren der Zivilisation zu einer stillen, fast lyrischen Bilderzählung zusammen. Jedes Kapitel spiegelt sich in den beiden anderen wider. Wie Folien scheinen hier Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft übereinander zu liegen. Denn natürlich stellen sich in Landschaftsfotografien und Kinderporträts keine Fragen deutlich als die nach dem Woher und dem Wohin. Immer geht es darum in Cuny Janssens Büchern um Standortbestimmung.

Diesmal mag sie von manchen Antworten selbst überrascht worden sein. Natürlich soll uns das Kinderfoto mit dem Faschingskostüm am Ende des Bandes an all die Klischees erinnern, die im Laufe von ein-, zweihundert Jahren über die Indianerstämme Nordamerikas gestülpt worden sind. Und es zeichnet dieses Buch aus, dass wir daran erinnert werden müssen.

Denn Cuny Janssen folgt so wenig dem naiven Bild des edlen Wilden, wie sie kaputte Autos, Häuser oder Menschen zeigt. Stattdessen berichtet sie aus einer unaufgeregten Welt, in der Tradition und Zukunft keine Widersprüche zu sein scheinen und in der die Kinder mit gesunder Skepsis in die Kamera blicken. Nur dass die wenigsten von ihnen aussehen wie Indianer, sondern rothaarig sind oder strohblond mit schneewittchenheller Haut, hinterlässt beim Betrachter ein Gefühl der Verunsicherung. Aber eben das ist die Geschichte dieser Kinder.

**Cuny Janssen: „My Grandma was a Turtle“.** Mit Texten von Nicky Kay Michael und Paul Andriess. Snoeck Verlag, Köln 2010. 92 S., Abb., geb., 39,80 €.

## Fakultät für richtiges Leben

Geschichtssatt: Markéta Pilátovas Romandebüt

Von Sabine Berking

Vier Frauen, ein Mann, zwei Kontinente, zwei Generationen, zwei Kulturen, zwei Diktaturen – vereint im Ringen um Schicksale, die gleichsam von der Geschichte verschluckt scheinen. Jaromir war Maruškas erste Liebe, doch nach dem Krieg, den beide im Konzentrationslager und im Versteck überlebten, sucht er sein Glück in Übersee. Maruška bleibt in Prag, will ihm nicht folgen, und er, der schon bald als dubioser Doppelagent arbeitet, beginnt einen Briefwechsel mit ihr, in dem er sie geschickt über Interneta des Ministeriums, in dem sie arbeitet, ausfragt. Seinen letzten Brief erhält sie nach seinem Tod, überreicht von seiner brasilianischen Ehefrau, die plötzlich von ihrer Tür in Prag steht.

Die junge Marta lernt Maruška in der Psychiatrie kennen, wo sie wegen Depressionen in Behandlung ist. Marta hat ein brasilianisches Ich, verführt mit einem Tröpfchen tschechischer Essenz. Ihre Eltern waren einst vor den Nationalsozialisten nach Brasilien geflohen und wegen der Kommunisten nie in die Heimat zurückgekehrt. Genau wie Lena, die Marta aus dem brasilianisch-tschechischen Folklorezirkel in São Paulo kennt und in Prag wiedertrifft, hat sie sich nach einer Lebenskrise ins mythenumwobene Land ihrer Eltern aufgemacht. Dort verdient sie sich ein paar Kronen mit dem Stricken exotischer Schals für Edelboutiquen. Das Stricken wiederum hatte sie in der deutschen Waldorfschule von São Paulo gelernt, von einer alten deutschen Jüdin, die wenig und wenn überhaupt nur Portugiesisch sprach, weil ihr die Nazis die Muttersprache vergiftet hatten. Lena ist auf der Flucht vor einer unglücklichen Liebe, die mit der Rettung der Farm ihrer Eltern im brasilianischen Dschungel zusammenhängt. Marta wiederum wird sich alsbald auf die Flucht begeben vor einer neuen Liebe – zu einem Prager Psychiater.

Was für ein Romandebüt! Mit Verve, Lebensklugheit und einem seltenen Gespür für die unerträgliche Leichtigkeit der Sprache und des Seins erzählt die 1973 im ostmährischen Kremšer geborene und selbst zwischen zwei Kontinenten lebende Markéta Pilátova von den Irrungen und Wirrungen des Lebens. Nach einem Studium der Romanistik und Geschichte in Olmütz arbeitete sie für zwei Jahre als Slawistik-Lektorin im spanischen Granada und begann, für die tschechische Wochenzeitschrift „Respekt“ zu schreiben. Anschließend ging die Weltensammlerin für zwei Jahre nach Brasilien, wo sie den Nachfahren tschechischer Einwanderer die Muttersprache ihrer Eltern und Großeltern näherbrachte. Ihr Romandebüt, das im tschechischen Original „Gelbe Augen weisen den Weg nach Hause“ heißt, speist sich auch aus diesen Erfahrungen.

Im vertrackt komplizierten Leben ihrer Helden kommt es immer wieder zu neuen Rissen in einer gerade mühsam errungenen Harmonie, immer wieder dichtet die Autorin neue, unglaubliche Geschichten auf die Seiten, Geschichten aus dem alten und neuen Böhmen und dem brasilianischen Dschungel, Geschichten zwischen Voodoo-Zauber und Vyšehrad-Romantik, gepresst

**Markéta Pilátova: „Wir müssen uns irgendwie ähnlich sein“.**

Roman. Aus dem Tschechischen von Michael Stavaric. Residenz Verlag, Salzburg 2010. 200 S., geb., 19,90 €.

durch das tragikomische Sieb der ewigen Unbehaustheit. Erzählt wird mit vielen Stimmen und aus vielen Perspektiven, jede der Frauen kommt zu Wort, und auch Jaromirs sonorer Bass erklingt aus seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen. Daraus erfährt Maruška nach Jahrzehnten, dass weder sie noch seine Ehefrau seine große Liebe waren, sondern eine schöne Zigeunerin, die er im Konzentrationslager kennengelernt hatte, wo das Mädchen den Nazi-Schergen als Lagerdirne zu dienen hatte.

Zwischen den mal melancholischen, mal dramatischen, mal komischen Zeilen dieses Buches schmunzeln ein Bohumil Hrabal und ein Jaroslav Hašek, aber eben auch die Magie der lateinamerikanischen Literatur und eine gehörige Prise mitteleuropäischer jüdischer Witz. Jede Einzelne aus dem Damenquartett, das um die aus Prag stammende Mutter Martas ergänzt wird, kämpft tapfer ums eigene Glück, mal mit einem Quentchen Opportunismus, mal mit Opposition, mal mit dem Gewehr in der Hand. Am Ende können alle endlich die Vergangenheit in der Hand halten und den „Duft von Erinnerungen“ einatmen, die nicht mehr von der obligatorischen Sahnebraten-Nostalgie einer heimwehkranken Exilgemeinde verpestet ist. „Das Leben ist schön. Zum Verrücktwerden schön. Nicht dass es so ist. Aber ich sehe es so“, schrieb einst Hrabal. Markéta Pilátova hat aus dieser schriftstellerischen Lebensmaxime einen schönen Roman gemacht.



Kindheitslandschaft: Hula Lake in Oklahoma

Abbildungen aus dem besprochenen Band